

Theater Heute

Vieles müsste sich ändern, damit die Dinge wieder so werden, wie sie einmal gewesen sind. Oder vielleicht niemals gewesen sind. Ich will eigentlich gar nicht wissen, wie sie gewesen sind. Früher war auch die Zukunft besser, und das Wünschen hat noch geholfen. Jetzt hilft das Wünschen nicht mehr, und das Beten, das vielleicht helfen würde, haben wir verlernt. Viele, scheint es, trösten sich über die Situation hinweg, indem sie wegschauen, hinwegschauen. Das hilft zwar nicht, aber es lindert die Sorge.

Vielleicht aber hülfe das Hinschauen, vielleicht äusserte sich mein einziger Wunsch, den ich an die Theaterzukunft habe, darin, wir würden einfach alle mal gemeinsam in den Spiegel schauen. Nein, ich meine damit nicht jene Selbstinszenierung, jene Selbstzurichtung, bei der wir uns erst in Position werfen, die Haare noch einmal ordnen oder unordnen, die Brille zurechtrücken, die oberen Hemdknöpfe öffnen und dann vor uns selbst treten und zu dem unwiderstehlichen Schluss kommen, wir seien doch eigentlich ganz toll und sähen auch irgendwie dementsprechend aus. Diese Selbstzurichtung verhüllt uns eher, als dass sie uns enthüllt. Ein enthüllender Blick auf uns gelingt nur ohne Vorbereitung, ohne Hemdknöpfe und ohne Rücksichten: So sieht die deutschsprachige Bühnenlandschaft also aus zwischen dem Zwanzig-Millionen-Faust und der letzten Theaterschneiderin von Frankfurt/Oder. Steppenlandschaft mit einigen Idyllen. Vertrocknete, stachlige Macchia, Wasserlöcher mit Fröschen, deren Quaken im Feuilleton festgehalten wird. Hier und da kommt neuer Lebensquell aus dem steintrockenen Boden, der manchmal nach Coca-Cola schmeckt. Vom Himmel tropft TV-Nektar in die emporgestreckten Satellitenschüsseln. In dieser Prärie waren ein paar Jahrzehnte lang die Darwinschen Gesetze dank einer mildtätigen Wohlfahrts- und Subventionspolitik ausser Kraft. Damals, noch vor zehn Jahren, war diese Prärie gar keine Prärie, sondern ein gut geforsteter Mischwald. Viele Pflanzen und Tiere standen unter Naturschutz, die letzten Exemplare ihrer Gattung sind längst nur noch hinter Glas zu betrachten. Die Sache begann damit, dass hin und wieder ausgeweidete Kadaver im Busch gefunden wurden. Das Pfeifen im Wald nahm zu, ein Blues wurde gepfiffen, zum Tod des deutschen Stadttheaters. Die Parole machte die Runde: Never get out of this blues alive. Stürme der Rezession rissen Lichtungen in den Wald. So kam die Prärie. Die ehernen Gesetze vom Sterben und Ueberleben kehrten zurück.

Aber der Tod kommt langsam, heimlich, in der Dunkelheit. Er wird für sein ehrgeiziges Werk eine Weile brauchen. Es wird schwer und ausführlich gestorben. Theater, die totgesagten, leben nicht nur länger, sie sterben auch länger. Es gibt Leute, die über diesem Sterben und der Rückkehr des Darwinismus fürchten, den Sinn dieser jahrzehntelangen Wohlfahrts- und

nicht nur für Shakespeare. Oder: Die Leute arbeiteten unentgeltlich und würden für die öffentliche Kultur, die sie pflegten, entlohnt. Bis es so weit ist, richten wir uns behaglich in der Prärie ein.

Michael Schindhelm

19.5.2000